



Landessynode 2020

1. (ordentliche) Tagung der
19. Westfälischen Landessynode

16. - 19. November 2020

Mündlicher Bericht der Präses

über die Tätigkeit
der Kirchenleitung sowie
über die für die Kirche
bedeutsamen Ereignisse

I.

Sprache, Hohe Synode, Sprache ist verräterisch.

Bisweilen gibt sie mehr preis, als sie buchstäblich ausdrückt.

Und manchmal stellt sie – ohne es zu wollen, ja ohne es zu bemerken – die Verhältnisse in kurioser Weise auf den Kopf.

Da sagte vor Wochen ein Politiker, als er für den gemäßigten Lockdown im Monat November warb: „Wir machen das alles, um Weihnachten zu retten!“¹ Wie dieser Satz gemeint war, liegt auf der Hand. Der Mann wollte sagen: Diese neue Durststrecke hat ein lohnendes Ziel. Wenn wir uns jetzt zusammenehmen, können wir das Fest vielleicht annähernd so feiern, wie wir’s kennen und uns wünschen. Der Mann wollte ermutigen: Haltet durch! Es ist für einen richtig guten Zweck.

Sein Satz ist seitdem in der Welt. In unterschiedlichsten Varianten geistert er durch die Corona-Landschaft und wird nicht müde, darauf hinzuweisen: Weihnachten ist in Gefahr. Wir müssen Weihnachten retten. Und wir können das auch.

Wir retten Weihnachten, liebe Synodale. Das muss man sich auf der Zunge zergehen lassen. Das Fest, mit dem wir die Ankunft des Retters der Welt feiern, muss von uns gerettet werden. Konsequenz zu Ende gedacht: Wir Menschen retten Gottes Kommen in die Welt. Noch zugespitzt: Wir Menschen retten Gott.

Natürlich meinen die Sätze, die da coronabedingt durch unser Land geistern, das nicht so explizit. Doch wie gesagt: Sprache ist verräterisch.

Ja, der Satz vom großen Weihnachtsretten verrät uns tatsächlich. Dass wir Gottes Kommen in die Welt und letztlich Gott selbst – jedenfalls unsere Vorstellung von ihm! – zu retten versuchen, passiert uns ja nicht nur in diesen außergewöhnlichen Zeiten. Was lassen wir uns nicht alles einfallen, damit der „liebe Gott“ lieb bleibt? Mit all dem Dunklen und Unbegreiflichen und Verstörenden in der Welt soll er ursächlich nichts zu tun haben. Auch nicht mit dieser elenden Corona-Pandemie. Verdächtig schnell hieß es da: Nein, eine Strafe oder ein Gericht Gottes ist das nicht. Ich frage mich: Was macht diejenigen, die das so zweifelsfrei behaupten, da eigentlich so sicher?

Da wird Gott, der Allmächtige, mal so eben erklärt, genauer genommen: weg-erklärt. Damit er in unsere Vorstellungen von ihm hineinpasst.

Und immer dringlicher stellt sich die Frage: Wer rettet hier eigentlich wen?

Wir werden Weihnachten feiern – auch und gerade in diesem Jahr. Weil der allmächtige Gott sich nicht zu schade war, Mensch unter Menschen zu sein, Haut und Haare, Fleisch und Blut anzunehmen, verletzlich und angewiesen. „*Ich habe das Elend meines Volks in Ägypten*

¹ Vgl. <https://www.regio-journal.info/unionsfraktionschef-verteidigt-lockdown-plaene/> (aufgerufen am 14.11.2020).

gesehen, und ihr Geschrei über ihre Bedränger habe ich gehört; ich habe ihre Leiden erkannt. Und ich bin herniedergefahren, dass ich sie errette“ (Exodus 3,7-8):

So weiß es das alte Israel, so glauben es Juden und Christen.

Genau umgekehrt wird also ein Schuh aus der politischen Durchhalteparole vom Weihnachtsretten: Weil Weihnachten wurde, machen wir das alles. Weil der Retter in der Welt ist und sich immer neu zu uns aufmacht, werden wir feiern. Als Gerettete und Rettungsbedürftige zugleich. Wie immer das Feiern in diesem Jahr möglich sein wird.

II.

Rettung brauchen wir, liebe Synodale, das ist wahr.

Und zwar eine Art von Rettung, die mehr vermag als ein sehnsüchtig erwarteter Impfstoff. Denn „nicht erst Corona hat uns mit aller Deutlichkeit darauf aufmerksam gemacht, wie verwundbar unser Leben ist; das Virus hat auch all unsere Macht- und Allmachtsphantasien in Frage gestellt, damit auch viele unserer Strategien, wie wir mit unserer Vulnerabilität umgehen, aus den Angeln gehoben. Die Palette der von uns tagtäglich wahrgenommenen ‚offenen Wunden‘ reicht von unzähligen Missbrauchsschicksalen und existenziellen Katastrophen über ‚strukturelle Wunden‘ der Gesellschaft bis hin zu den Wunden, die wir inzwischen so deutlich an unserer Mutter Erde wahrnehmen.“² Viele erleben gegenwärtig zum ersten Mal das Gefühl eines allgemeinen Kontrollverlustes. „Gnadenlos stehen wir uns selbst gegenüber“, beschreibt Fulbert Steffensky sein Erleben während des ersten Lockdowns im April dieses Jahres, „und spüren plötzlich, wie wenig wir Herr im eigenen Haus sind“³.

Termine, eine Art „sozialer Grammatik unserer Begegnungen“⁴, sind zu einer komplett instabilen Kategorie geworden. Sie können jederzeit verändert, aufgeschoben oder ganz abgesagt werden. Persönliche Treffen kommen entweder gar nicht zustande oder nur digital, sie können nicht am vorgesehenen Ort stattfinden oder nicht zur verabredeten Zeit. Das verlangt uns allen eine Menge ab.

Davon wissen unter anderen die zahlreichen Superintendentinnen und Superintendenten ein ganz eigenes Lied zu singen, die in diesem außergewöhnlichen Jahr nach vielen Dienstjahren aus ihrem Leitungsamt entpflichtet und verabschiedet wurden oder – durch die Kreissynoden frisch gewählt – die öffentliche Einführung in ihren Dienst feiern wollten. Nach meinem Eindruck sind die Übergänge trotz aller nötigen Einschränkungen überall auf angemessene und würdige Weise gelungen. Auf sämtlichen Ebenen unserer Kirche gab es darüber hinaus so manchen Abschied und so manchen Neubeginn, die sich die Beteiligten ganz anders gewünscht hätten. In einem Arbeitsbereich neu zu starten ohne die Möglichkeit, den Menschen

² JOZÉF NIEWIADOMSKI, Dieses Herz ist anders, Herders Korrespondenz 10/2020, 28.

³ FULBERT STEFFENSKY, Ein tückischer Frühling. Notizen aus der Zeit wankender Selbstverständlichkeiten, in: zeitzeichen 6/2020, 9.

⁴ CAROLIN EMCKE, Disruptionen in der Pandemie, Süddeutsche Zeitung vom 24.10.2020 (<https://www.sueddeutsche.de/meinung/corona-disruptionen-in-der-pandemie-1.5091531?reduced=true> aufgerufen am 14.11.2020).

real zu begegnen, ist hart. Ich danke für alle Bereitschaft, sich auf schmerzlich zurückgefahrenere Formate und ungewöhnliche Kommunikationsbedingungen einzulassen.

Es ist bereits vielfach festgestellt und von Unzähligen wortreich beschrieben, dass die Pandemie uns einen regelrechten Digitalisierungsschub beschert hat. Das können wir zweifellos auch für unsere westfälische Kirche sagen. Da ist aus akuter Kommunikationsnot jede Menge willkommener Tugend geworden. Wer etwa noch vor kurzem kaum ahnte, was eine Videokonferenz sei geschweige denn, wie sie vonstatten gehen könnte, tummelt sich längst souverän in diesem Format. Manche Dienstreise werden wir uns künftig ersparen, auch wenn sie wieder ohne lauernde Infektionsgefahr möglich sein sollte. Der kollegiale Austausch ist durch häufige virtuelle Zusammentreffen per Zoom vielerorts intensiver als zuvor – nicht nur in der Konferenz der Superintendentinnen und Superintendenten, die sich im Laufe dieses Jahres binnen kürzester Zeit personell so rasant verändert hat wie noch nie.

Dennoch: Wir planen weiterhin, als ließe sich planen. Wie sollte es anders gehen? „Wir tragen Verabredungen in unsere Kalender ein, (...) und dann verfallen sie, weil es regnet oder zu kalt ist, weil jemand auf ein Testergebnis wartet oder in Quarantäne muss, sie werden korrigiert, weil die Stadt, die Region, das Land sich zum ‚Risikogebiet‘ entwickelt hat, weil ein ‚Beherbergungsverbot‘ ausgesprochen wurde oder weil es per Gerichtsbeschluss wieder aufgehoben wurde, weil es eine Sperrstunde gibt oder auch nicht. (...) Dann suchen wir einen neuen Termin, wissend, wie unsicher auch nur die Bedingungen der Möglichkeit dieses Termins sind. Hoffend auf ein besseres Später, tragen wir alles um. (...) Wir werden uns diesen unsicheren, flexiblen, aber immer hoffenden Modus aneignen müssen“⁵, meint die Autorin und Publizistin Carolin Emcke.

Ob dieser „unsichere, flexible, aber immer hoffende Modus“ wahrhaftiger und ehrlicher, jedenfalls unserem menschlichen Leben grundsätzlich angemessener ist als ein Planungsverhalten, das so tut, als hätten wir alles in der Hand? Nicht nur auf Tage und Wochen hinaus, sondern auf Monate und Jahre? Was uns zur Verfügung schien und was wir in der Hand zu haben meinten, ist gründlich ins Wanken geraten – „von den selbstverständlichsten Alltäglichkeiten über ebenso selbstverständliche Sonntäglichkeiten bis hin zu außeralltäglichen Feierlichkeiten.“⁶

So formuliert es der Heidelberger Theologe Philipp Stoellger in einem hilfreichen Beitrag unter dem Titel „Corona als Riss“. Die Pandemie hat auf neue Weise deutlich gemacht, wie dringend nötig wir das vertiefte Gespräch zwischen Theologie und Kirche brauchen. Beide schulden es der Gesellschaft – auf je ihre Weise und dann auch gemeinsam –, mitten in diesem „Riss“ die Frage nach Gott zu stellen und diese Frage unermüdlich wachzuhalten.

⁵ CAROLIN EMCKE, Disruptionen in der Pandemie, Süddeutsche Zeitung vom 24.10.2020 (<https://www.sueddeutsche.de/meinung/corona-disruptionen-in-der-pandemie-1.5091531?reduced=true> aufgerufen am 14.11.2020).

⁶ PHILIPP STOELLGER, Eröffnung: Corona als Riss der Lebenswelt. Zur Orientierung über Naherwartungen, Enttäuschungsrisiken und Nebenwirkungen, 14.

III.

Die Frage nach Gott wachhalten: Das ist es, was unsere Gesellschaft von der Kirche verlangen kann und was sie – Gott sei Dank! – während der letzten Monate auch immer lauter und deutlicher von uns verlangte. Bisweilen kam dieses Verlangen als negative Kritik daher oder war hinter heftigen Vorwürfen getarnt.

Gewiss: Wir haben in unserer kirchlichen Verantwortung vermutlich nicht alles „richtig“ gemacht und sind manchen manches schuldig geblieben. Doch was bedeutet schon „richtig“ in Zeiten, in denen nichts „normal“ ist?

Mit ehrlicher Hochachtung und großem Respekt habe ich wahrgenommen, wie die Menschen in unseren westfälischen Kirchenkreisen und Kirchengemeinden, in unseren Ämtern und Einrichtungen und Instituten, in Kindertageseinrichtungen und Schulen, in den unterschiedlichen Bereichen der Diakonie unter nie gekannten Bedingungen neu nach ihrem Auftrag gefragt haben und ihm nachgekommen sind. Ideenreich und engagiert, zum Teil weit über die körperlichen und seelischen Kräfte hinaus.

Da wurde Großartiges möglich im Zusammenspiel der Verantwortlichen vor Ort. Neue Verkündigungsformate und neue Formen der Seelsorge sind entstanden, ungewöhnliche Wege zu den Menschen wurden gesucht und gefunden, überraschende Formen der Nähe waren zu spüren – über die gebotene körperliche Distanz hinweg.

Einsame nicht allein zu lassen, Alten und Kranken beizustehen, Menschen in Not nah zu sein: Dies wird gerade jetzt in besonderer Weise von uns erwartet, und ich danke allen, die sich dieser Aufgabe Tag für Tag und auch bei Nacht stellen.

IV.

„Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.“ (1. Petrus 3,15) Dieses biblische Wort ist einer Erklärung vorangestellt, die wir als leitende Geistliche der Evangelischen Landeskirchen in NRW Ende Oktober gemeinsam veröffentlicht haben.⁷ Wir waren uns einig: Während des „Wellenbrecher-Shutdowns“ im Monat November werden wir weiterhin für die Menschen da sein und Gottesdienste feiern. Die Schutzkonzepte sind überall so gut ausgearbeitet, dass wir dies verantworten können. Natürlich keine großen Festgottesdienste, natürlich keine feierlichen Jubiläen mit Gästen von nah und fern. Aber Gottesdienste im vertrauten Rahmen; Gelegenheiten zum gemeinsamen Hören und Beten und Schweigen, Orte und Räume des Trostes und der Weisung: Die braucht es. Jetzt erst recht. Um der Hoffnung willen.

Die Welt braucht von uns die ernsthafte Frage nach Gott.

Die Frage wohlgermt. Und nicht gleich die verdächtig schnellen Antworten.

Ja, darum geht es: mit anderen zusammen nach Gott fragen – und mit ihnen zusammen aushalten, dass Gott schweigt; dass wir nicht erklären können, was er tut oder nicht tut. Anerkennen, dass wir Gott nicht berechnen können; dass es uns nicht zusteht, ihn in Schutz zu

⁷ Vgl. <https://www.evangelisch-in-westfalen.de/aktuelles/detailansicht/news/gott-steht-gerade-in-schweren-zeiten-an-der-seite-der-menschen/> (aufgerufen am 14.11.2020).

nehmen – und schon gar nicht, ihn zu rechtfertigen. Zugeben, dass darüber die Hoffnung bisweilen verflüchtigt kleinlaut wird. Begreifen, dass wird dennoch von unserer Hoffnung nicht schweigen dürfen.

V.

Am 6. November war es: Wir standen unter dem trüben Eindruck der ersten Tage dieses auch ohne Pandemie düstersten Monats im Jahr. Nach dem Terrorakt in Nizza war soeben die erschütternde Nachricht von den Anschlägen in Wien durch die Nachrichten gegangen. Neben durchwachsenen Neuigkeiten von einer schwer erkrankten Freundin hatte mich oben drein die Kunde vom plötzlichen Tod des Rektors unserer Hochschule für Kirchenmusik, Helmut Fleinghaus, erreicht. Just in dieser Situation fand ich als Losungswort für den Tag: *„Ich bin der HERR, und sonst keiner mehr, der ich das Licht mache und schaffe die Finsternis, der ich Frieden gebe und schaffe Unheil. Ich bin der HERR, der dies alles tut.“* (Jesaja 45,6-7)

Was für eine Zumutung! Sie trifft uns durch Prophetenmund, durch den „zweiten Jesaja“, Deuterijosaja genannt. Sie trifft uns ausgerechnet jetzt.

Sie kündigt von Gott nicht nur als Urheber des Guten und Schönen, sie weiß ihn auch in Elend und Not am Werk. Ob diese prophetische Zumutung uns im buchstäblichen Sinne des Wortes etwas zu-mutet, also unerwarteten Mut zuspricht?

Dem Propheten und seinem Volk waren durch das Exil sämtliche Selbstverständlichkeiten weggebrochen. Die Gemeinschaft untereinander war zerstört: einige in Gefangenschaft wegtransportiert, andere niedergemetzelt, wieder andere unbehaust in den Ruinen ihrer alten Existenz. Das Alltagsleben war komplett aus den Fugen. Die vertrauten Wege zum Tempel durchkreuzt, weil auch der in Trümmern lag.

Wer soll das verstehen? Wer soll da Gott verstehen?

Es ist eine der schmerzlichsten Erfahrungen in unserem Glauben, dass er so elend offene Fragen, so jämmerlich bohrende Zweifel bei sich hat. Dass er aushalten muss, Gott nicht zu verstehen, Gottes Willen nicht einmal mehr zu ahnen und Gottes Handeln nirgends mehr zu erkennen. Lange vor Ausbruch der Pandemie hat der Theologische Ausschuss der Union Evangelischer Kirchen mit einer Studie begonnen zum „Handeln Gottes in der Erfahrung des Glaubens“.⁸ Wie passt „das Elend in unserer Welt zur Güte und Liebe Gottes?“, wird in diesem Papier gefragt. Und: „Müsste nicht ein Gott, von dem gesagt wird, dass er Liebe ist (1 Joh 4,16b), und dem zugleich Allmacht zugesprochen wird, dafür sorgen können und müssen, dass die Menschheit von Hungersnöten, Epidemien, Kriegen und Katastrophen verschont bleibt, um nur die schlimmsten Elendsphänomene zu nennen?“⁹

Die Studie beschreibt, was wir alle nicht nur in diesen Monaten erfahren:

⁸ Das Handeln Gottes in der Erfahrung des Glaubens. Ein Votum des Theologischen Ausschusses der Union Evangelischer Kirchen in der EKD (noch unveröffentlichtes Manuskript).

⁹ A.a.O., 19, 24-29.

„Wir müssen hinnehmen, dass die Erwartung, dass Gott handelnd und Not wendend eingreift, immer wieder herb enttäuscht wird.“¹⁰

Deuterocesaja begnügt sich allerdings nicht damit, enttäuscht zu sein. Mitten in der Enttäuschung hält er an seinem Gott fest. Und mehr als das: Mitten in der Enttäuschung ahnt er Gottes schöpferische Macht.

„Ich bin der Herr, und sonst keiner mehr, der ich das Licht mache und schaffe die Finsternis, der ich Frieden gebe und schaffe Unheil.“ (Jesaja 45,6-7)

Alle Schönwettertheologie ist vorbei. Mit einer frommen Version von „Friede, Freude, Eierkuchen“ kommt man in der Krise nicht weit.

Der Prophet weiß: Nichts wird mehr sein, wie es einmal war, so sehr sich viele danach sehnen. Denn alles Kommende wird die Signatur dieser Krise tragen. „Alles Spätere bleibt gezeichnet von der Widerfahrung der unheimlichen Zerbrechlichkeit unserer Lebenswelt“, schreibt Philipp Stoellger zur aktuellen Corona-Situation.¹¹

Indem Deuterocesaja nicht nur das „Licht“ und den „Frieden“ mit Gott in Verbindung bringt, sondern auch die „Finsternis“ und das „Unheil“, hält er Gott und die Welt zusammen. Indem der Prophet Gottes Wirken auch im Unheil aufspürt, hält er unser menschliches Fragen und Gottes Verheißung eng beieinander. Indem er Ernst macht mit Gottes Allmacht, die auch Gottes unbegreifliches Handeln und Nichteingreifen einschließt, hält er fest an Gottes Einheit.

Was der Prophet seinen Leuten im Namen Gottes verkündet, macht seine Theologie krisentauglich. Er gibt Gott die Ehre, und er gibt Gott Gewicht. Sprache ist verräterisch: Ehre und Gewicht sind in der Hebräischen Sprache ein und dasselbe Wort. Gott gibt sich die Ehre nicht nur im Licht, in Frieden und Morgenröte. Gott fällt auch und gerade dann ins Gewicht, wenn Unheil und Finsternis um sich greifen und uns hautnah auf den Leib rücken. Das ist die geheimnisvolle, den Propheten Israels abgelauschte Wahrheit unseres Glaubens. Das ist der verlässliche Grund unserer Hoffnung. In Bethlehem erhielt diese Wahrheit ein Gesicht. Zu Weihnachten werden wir diesen Grund unserer Hoffnung feiern.

Der Münsteraner Systematische Theologe Michael Beintker hat im Rahmen der EKD-Synode eine bemerkenswerte Einbringungsrede zur erwähnten Studie vom „Handeln Gottes in der Erfahrung des Glaubens“ gehalten. Eindringlich erinnerte er daran, wie entschieden die Texte der Bibel von Gottes Handeln reden – zum Heil des Menschen. Gott handelt, in Licht und Frieden, in Unheil und Finsternis – auf Vollendung hin. Auch da, wo wir nichts davon spüren. Gottes Handeln „beginnt mit dem ersten Tag der Schöpfung. Fürsorgend und

¹⁰ A.a.O., 20, 5-7.

¹¹ PHILIPP STOELLGER, Eröffnung: Corona als Riss der Lebenswelt. Zur Orientierung über Naherwartungen, Enttäuschungsrisiken und Nebenwirkungen, 26.

erhaltend, aber bisweilen auch irritierend und verstörend, begleitet es die kreatürlichen und geschichtlichen Prozesse, um sich mit dem Anbruch des Reiches Gottes zu vollenden.“¹²

Eine Zumutung, ja. Was sie bedeutet, ob sie womöglich unerwarteten Mut zuspricht, haben nicht nur die einzelnen Glaubenden in ihren Lebensgeschichten durchzubuchstabieren. Dieser Zumutung nachzuspüren ist die Aufgabe von Kirche und Theologie, je für sich und dann auch gemeinsam. Dazu bedarf es eines intensiven Austauschs zwischen Kanzel und Katheder, zwischen denen, die Kirche leben und leiten, und denen, die Theologie lernen und lehren. Genau auf dieser Spur werde ich in den kommenden Wochen auf Vertreterinnen und Vertreter der theologischen Fakultäten zugehen, um eine Art Lehr- und Lerngespräch zu initiieren. Dort werden wir uns üben und einander stärken in unserer christlichen Verantwortung und in der Pflicht zur „*Rechenschaft über die Hoffnung, die in uns ist*“. Diese Hoffnung dürfen wir der Welt nicht schuldig bleiben.

VI.

„Corona zwingt uns dazu, hauptsächlich uns selber wahrzunehmen und zu beachten. Dem Virus gegenüber sind wir in Gefahr, unsere Souveränität zu verlieren. Es macht uns hysterisch, indem es uns und unsere Gesundheit als ausschließliches Thema gebietet.“¹³

Was Fulbert Steffensky beschreibt, ist ein allgemeines Phänomen von Krisen. Sie werfen uns auf uns selbst zurück. Und mehr als das. Wir spüren es zurzeit bis ins Körperliche hinein: im Abstand, den wir voneinander halten. Im eigenen Atem, der sich verfängt zwischen Maske und Brille und uns den Blick vernebelt. Im ängstlichen Achten auf etwaige Symptome und in der Sorge ums häusliche Toilettenpapier.

Häufiger als sonst ertappe ich mich beschämt dabei, wie ich mit mir selbst und dem eigenen Befinden beschäftigt bin. Erschrocken spüre ich eine bisher nicht gekannte Aggression, sowie mir ein fremder Mensch zu nahe kommt. Ja, ich bin tatsächlich – in verrücktem Widerspruch zu meiner Sehnsucht nach Nähe – auf Distanz zu anderen, schneller und tiefer als je zuvor.

Ob ähnliches auch für Institutionen gilt, für Organisationen und Körperschaften, für unsere Kirche? Jedenfalls ist vieles, was wie selbstverständlich unser Miteinander und die Begegnungen prägte, derzeit unmöglich oder zumindest unverantwortlich geworden. Und vieles, ja eigentlich beinahe alles in der Arbeitsweise unserer Gremien und Gruppen gilt es umzustellen oder gänzlich neu zu erfinden. Ja, die Krise nötigt auch uns als Kirche, uns noch intensiver als sonst mit uns selbst zu beschäftigen. Für den Blick über den binnenkirchlichen Tellerrand hinaus, zur aktiven Verantwortung für anderes und andere bleiben kaum Zeit und Kraft.

¹² MICHAEL BEINTKER, Das Handeln Gottes in der Erfahrung des Glaubens. Einbringung zum Votum des Theologischen Ausschusses der UEK auf der 7. Tagung der 3. Vollkonferenz der UEK am 9. November 2020 (unveröffentlichtes Manuskript, S. 1).

¹³ FULBERT STEFFENSKY, Ein tückischer Frühling. Notizen aus der Zeit wankender Selbstverständlichkeiten, in: zeitzeichen 6/2020, 10.

Weihnachten, liebe Synodale, Weihnachten werden wir feiern, weil Gott den genau umgekehrten Weg einschlägt: Gott bleibt nicht bei sich, geht über sich hinaus, macht sich das Fremde zum Nächsten. Gott wird Mensch – vor uns und für uns. Das ist unsere Rettung.

Und: Daraus erwächst für seine Kirche der Auftrag, über den Bauchnabel der eigenen Fragen und Probleme hinauszublicken. Daraus gewinnen wir die Freiheit und die Kraft, an diejenigen zu denken, die gegenwärtig an den Rand der Aufmerksamkeit rutschen oder sogar drohen, ins Vergessen zu geraten.

In der Nachfolge Jesu Christi sind wir nicht mit uns selber allein. Von Christus sind wir begabt und berufen, einander nicht im Stich zu lassen.

Auch und gerade jetzt gilt es, die weltweite Klimakrise im Blick zu behalten. Sie wird tiefer und anhaltender sein als die Corona-Pandemie, sie wird unser Hoffen und Handeln dauerhaft herausfordern. Es mag sein, dass das Virus der Schöpfung, die unter unserer Art zu leben und zu wirtschaften leidet, hier und da eine kurze Atempause verschafft. Aber es darf nicht geschehen, dass es zur Ausrede dient, um politisch und wirtschaftlich in der Klimafrage weniger entschlossen und weniger schnell zu handeln.

Auch und gerade jetzt, da sich Kameras und Kommentatoren ganz anderen Themen zugewandt haben, gilt unsere Aufmerksamkeit denen, die als Geflüchtete um Leib und Leben fürchten müssen oder um elementare Rechte gebracht sind. Ich denke besonders an das nach wie vor verzweifelte Schicksal der Menschen auf Moria – und an die fast ebenso verzweifelten und nach wie vor weitgehend ungehörten Bitten vieler Menschen und ganzer Städte auch in Deutschland, aktiv helfen zu dürfen. Europa, Deutschland und auch Nordrhein-Westfalen kann, sollte und muss hier mehr tun.

Ebenso denke ich an die beengte und zunehmend isolierte Situation von Asylbewerberinnen und Asylbewerbern in unserem Land. Mich beunruhigen Berichte über gesundheitliche und grundrechtliche Missstände in Einrichtungen zur Unterbringung von Geflüchteten.

Unsere Sorge, unsere Fürsprache und auch unser beharrlicher Einspruch werden nicht nachlassen, wo die Würde von Menschen – gleich welcher Herkunft, Nationalität, Religion oder Hautfarbe – bedroht und gefährdet ist. Dies schließt – gerade in Zeiten der Pandemie – das Zeugnis gegen Rechtsextremismus und die Auseinandersetzung mit Rassismus und Rechtspopulismus ebenso ein wie den deutlichen Widerspruch gegen alten und neuen Antisemitismus.

Ein Virus, so könnte man meinen, kennt nicht Mann und Frau, nicht arm und reich, nicht globalen Süden und Norden. Wir erfahren gerade von unseren Partnerkirchen in der einen Welt das Gegenteil, und wir hören und sehen es in den täglichen Nachrichten: Das Virus lässt Unterschiede und Ungleichheiten umso krasser hervortreten. Noch deutlicher wird dies nicht zuletzt daran, wovon uns nicht berichtet wird.

Schon jetzt sind durch Vorkaufoptionen Chancen und Zugänge auf einen möglichen Impfstoff zwischen Europa, Nordamerika und dem Rest der Welt deutlich ungleich verteilt. Einmal mehr drohen die Länder des globalen Südens zu Bittstellern und Almosenempfängern zu

werden. Gewiss: Es muss gesellschaftlich breit diskutiert werden, wer in unserem Land früher und wer später geimpft werden soll. Aber es muss auch darüber gesprochen werden, dass und warum in vielen Ländern diese privilegierte Frage gar nicht erst aufkommen kann.

Das Virus fordert unseren Willen zur Solidarität und unsere Sehnsucht nach Gerechtigkeit heraus. Ohne diesen Willen und ohne diese Sehnsucht verstärkt es alte Trennungen und schafft neue Risse.

Ähnliches gilt für die Maßnahmen, die das Infektionsgeschehen begrenzen sollen. Auch dabei sind die Lasten, die auferlegt und die Einschränkungen, die abverlangt werden, überaus ungleich verteilt: zwischen den Generationen, zwischen Telearbeiterinnen und freischaffenden Künstlern, zwischen vollversorgten Beamtinnen und Betreibern kleiner Restaurants. Die Betroffenen brauchen unseren Respekt und unsere Unterstützung. Vor allem verdienen sie es, gehört und wahrgenommen zu werden. Wohlwissend, dass es höchstens eine kleine Geste ist, werde ich diesen Kontakt persönlich suchen. Für die kommenden Wochen auf Weihnachten zu sind digitale Gesprächstermine in Planung mit Gastronominnen und Gastronomen, mit Künstlerinnen und Kulturschaffenden, mit Medizinerinnen und Pflegern, mit Ehrenamtlichen und Insassen von Unterbringungseinrichtungen für Geflüchtete.

Unsere Möglichkeiten der Unterstützung sind begrenzt. Aber hinhören, zuhören und nachfragen: Dies wenigstens kann und will ich tun.

VII.

Heute, am 16. Tag des Monats, ist der November-Shutdown zur Hälfte überstanden.

„Wir machen das alles, um Weihnachten zu retten!“. Die Durchhalte-Parole wird zunehmend verhaltener. Es sieht alles danach aus, als stünde uns tatsächlich ein sehr anderes Weihnachtsfest bevor.

Umso wichtiger wird es sein, dass wir feiern.

Als gerettete Leute, die um ihren Retter wissen.

Wir sind vorbereitet und bereiten uns vor – auf landeskirchlicher Ebene, in unseren Kirchenkreisen und Kirchengemeinden. Inzwischen sind wir ja geübt darin, unsere Pläne von heute schon morgen wieder anzupassen oder gleich neu zu erfinden. Seit Wochen und Monaten wird auf Hochtouren daran gearbeitet und gefeilt, die bevorstehenden Höhepunkte im Kirchenjahr – den Ewigkeits- und Totensonntag, die Adventswochen, die weihnachtlichen Feiertage und den Jahreswechsel – unter den gegebenen Bedingungen festlich zu gestalten.

Wir werden die Nachricht von der großen „Freude, die allem Volk widerfahren wird“, in die Welt tragen. Wir werden alles dafür tun, dass sie sich in Stadt und Land verbreitet, in Häuser und Wohnungen gelangt. Ein weihnachtliches Magazin, das wir in sämtliche Haushalte geben, wird dabei ein kleiner Mosaikstein sein: mit geistlichen Impulsen für Große und Kleine, mit musikalischen Überraschungen, mit tief sinnigen wie humorvollen Texten, mit einem Krippenspiel für daheim.

Ist Weihnachten also „gerettet“? Ja. Gerettet sind wir. Gottlob. Durch das Kind in der Krippe, durch den allmächtigen, menschengewordenen Gott, in dessen Macht es liegt, ohnmächtig zu sein. Angewiesen und hilfsbedürftig. Verletzlich und ausgeliefert, mit Haut und Haar. Gerettet sind wir durch den, der Licht ins Dunkel bringt, Heil und Frieden in unser zerrissenes Leben. Weil er gekommen ist, machen wir das alles. Und weil er in diesem Jahr ganz gewiss neu kommen wird. Wie immer wir feiern werden. Wer weiß: Vielleicht wird es ein Fest, bei dem Gott uns näher kommt als je zuvor?